

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

18.5.1919 (No. 20)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 20

Karlsruhe, Sonntag, 18. Mai

1919

Feiertag.

Wenn Tag um Tag mein Arm den Hammer schwingt, —
Wenn Tag um Tag mein Hämmer laut erklingt,
Mein Lied der Arbeit aus der Schmiede dringt,
Daß draußen, die vorübergehen, laufen,
So will auch ich einmal den Kiffel tauschen
Und fern von des Werktags Feuermacht,
Ich will im Feierkleide meine Werke sehen,
Wie Bauern Sonntags auf die Felder gehn,

Wenn hoch die Garben stehen,
Und ruhen will ich aus zu Neuem Schlag,
Auf daß mein Lied der Arbeit
Aus der Schmiede
Auf die Straße dringt
Am nächsten Tag,
So spür ich meine Kraft.

Aus „Häupter und Hämmer“ von Oskar L. Brandt.
Verlag H. Junfer, Charlottenburg.*

Erbe der Pflichten, mein Sohn, geliebter Erbe!
Merke wohl meine Worte. — Trage die Krone dem Meister,
Daß dein suchender Fuß Siegerkraft sich erwerbe:

Strebe mit mir empor, meine Pflichten zu tragen,
Fordre mit mir hinab auf die Tüder der führenden Geister;
Fordre mit mir hinab, was Hämmer und Hütten uns sagen.

Also wache, mein Sohn, daß die Völker werken und steigen, —
Daß den Müttern mit Ehrfurcht begegne die wandernde Menge, —
Daß die Mütter und Väter die Kinder der klingenden Reigen

Ewiger Kräfte belehren: Auf fleißigen Arm zu vertrauen, —
Daß sie wollen und werken mit gelbesoffenen Sinnen:
Eigenen Tag zu verwalten, das eigene Haus zu erbauen.

Als dein stolzeitiges Recht die Selbstverantwortung lebe,
Sorge, daß sie, sich selbst verantwortlich, jeglich Beginnen
Eigenen Willens verwalten lernen. —

Führer! So strebe!

Meister, stehen die Häupter am Wege zu fallenden Thronen,
Tragen mit ihren Pflichten Natur und Kultur ihrer Zeiten,
Tragen mit ihren Pflichten die Schritte der Generationen.

*) Wir verweisen auf die Besprechung von Brandts Buch „Häupter und Hämmer“ in der heutigen Nummer der „Pyramide“ unter dem Titel „Ein Dionysos-Preislied“ aus d. Feder un. Mitarbeiters Franz Graeber.

Also frage Du, Führer, die Pflichten zum Heile den Bergen.
Mahne so Deinen Erben, die Bergtrajenenmenschen zu leiten:
Lachen und Tanzen den Steigenden — Lachen und Singen den Zwergen.

Frei die Schultern von Alltag, reiche ich Dir meine Krone:
Sinnbild der Pflicht zu Dir Selbst, ist sie das Sinnbild der Sonne!
Frei die Schultern von Alltag, reiche sie ein! Deinem Sohne.

Lehre ihn: Pflicht eines Hohen sei: dem Selbst zu gewähren
Jeglichen Schritt zu der Tat, die ihn befreit aus der Enge.
So aus dem Schlafe der Stunde Weise sich zu gebären.

Gib ihm ein! meinen Traum vom Abendgelange des Strebens:
Neuer Tage Begehrt erwachte aus spendendem Bronne,
Künde unferen Steg den Stunden des Völkerlebens.

— — — Traum meiner steigenden Tage!

Ich sehe mit Fahnen und Bändern
Bergtrajenenluchter beglückt durch Jahrtausende schreiten:
Denkmale den Hämmer und Hütten, den Führern in unferen Ländern.

Feiertag liegt auf der Erde, und Stille weht über die Zeiten,
Mächtig leben auf Höhen die Dionysischen Tänze,
Und die Sänger, sie binden Neuen Wegen die Kränze!

Aus „Häupter und Hämmer“ von Oskar L. Brandt.
Verlag H. Junfer, Charlottenburg.*

Inhalt: Feiertag und Erbe der Pflichten. Von Oskar L. Brandt.
Hochschulen und Volksbildung in Baden. Von Professor
P. Wombert in Freiburg. — Ein Dionysos-Preislied. Von
Franz Graeber (Berlin). — Der Ausbilder. Von Herm. Effig.

Hochschulen und Volksbildung in Baden.

Von Prof. P. Wombert in Freiburg.

Schon seit vielen Jahren vor dem Kriege hat das Problem der Volksbildung bei uns im Mittelpunkt der Erörterung gestanden. Wie auf so manchen anderen Gebieten des sozialen Fortschrittes ist auch über diese Frage sehr viel geschrieben und geredet worden und recht wenig geschehen. Die große Umwälzung in unseren politischen Verhältnissen und in unseren politischen Anschauungen läßt erwarten, daß nun mit größerer Kraft als bisher an die Einrichtung und Ausgestaltung dessen herangegangen wird, was der Volksbildung dienen soll.

Wenn dieser Volksbildung eine so große Rolle bei uns zukommt, wenn sie eine so große, vielfach noch gar nicht genügend erkannte Bedeutung für uns besitzt, so hängt das auf das Allerengste zusammen mit der ganzen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Nicht nur damit, daß wir in Zukunft bei jedem Einzelnen ein weit größeres Maß

politischen Verantwortungsgefühls und staatsbürgerlicher Gesinnung brauchen als bisher, und daß deshalb jeder auch die Tatsachen unseres öffentlichen Lebens, unsere wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung usw., in ganz anderem Maße kennen muß als bisher, um sich selbst darüber eine Meinung und ein Urteil bilden zu können; unsere neuere Entwicklung hat vielmehr sogar dahin geführt, daß der Einzelne in allen Echnungen und Berufen der Bevölkerung immer weniger Anteil an diesen allgemeinen großen Fragen unserer Politik, Kultur usw. genommen hat, als in früheren Zeiten.

Es hängt dies in erster Linie damit zusammen, daß der Einzelne durch seinen Beruf und seine Berufspflichten heute weit mehr als früher in Anspruch genommen wird. Das zeigt sich ganz besonders bei den höheren Berufsarten, wo sich im Zusammenhang mit dem eben Gesagten immer mehr ein Spezialistentum herausgebildet hat, mit der Wirkung, daß der Einzelne vielfach mit Scheuklappen versehen durchs Leben läuft, ohne zu sehen, was links und rechts um ihn vorgeht. Es ist dies eine Tatsache, die sich bereits bei der Ausbildung für den Beruf zeigt, schon beim Studium auf der Hochschule, wo der Student so mit den Pflichtvorlesungen seines Faches überhäuft ist, daß er nur selten Zeit findet, von den anderen Bildungsmöglichkeiten, welche die Hochschule bietet, den genügenden Gebrauch zu machen. Es ist kein Zufall und hängt in erster Linie mit diesem vollständigen Aufgehen im eigenen Beruf zusammen, daß wir gerade im Vorkriegtum ein so geringes politisches Interesse, eine so geringe An-

teilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens finden. Es handelt sich hier um eine große Gefahr für unsere ganze Kultur, welche Stimme noch in einer seiner letzten Schriften dahin ausgedrückt hat, daß ein Dualismus zwischen dem Individuum als Selbstzweck und dem Individuum als Glied des Ganzen entsteht.

Es ist eine dringende Notwendigkeit, daß diese Entwicklung bekämpft wird. Es sind vielerlei Wege, auf denen sich dies ermöglichen läßt. Einer der wichtigsten und brauchbarsten liegt aber sicherlich darin, daß in großzügiger und leicht zugänglicher Weise allen Schichten unseres Volkes die Bildungsmöglichkeiten und Tatsachen nahe gebracht werden, die sie wieder mehr dem Ganzen verbinden und die in dem Einzelnen seinen individuellen Interessen und Berufspflichten gegenüber wieder mehr das Allgemeine und Gemeinsame betonen und ihm zeigen, daß er nur als Glied des Ganzen seine Rolle im Leben spielen darf.

Aus dem Gesagten ergibt sich bereits, daß, wenn im Folgenden von Volksbildung die Rede ist, dabei keineswegs allein oder überwiegend an die sogenannten unteren Schichten gedacht ist. Volksbildung in diesem allgemeinen Sinne hat jeder bei uns nötig, denn jeder von uns ist mehr oder weniger einseitig, nur in die Interessen seines eigenen Berufes vergraben, und in allen Berufen und Schichten der Bevölkerung gibt es Tausende, die ohne den genügenden Anteil und ohne das genügende Bewußtsein für das große Ganze nur ihren eigenen Interessen leben.

An der tiefsten Ursache dieser Entwicklung, der Hast des modernen Lebens, der ausgedehnten Konkurrenz, der Schwierigkeit, in den Berufen voran zu kommen, die den Einzelnen zwingen, vollständig in seinem Berufe aufzugehen, wird sich so schnell nichts ändern lassen. Zwar mag hier die Verkürzung der Arbeitszeit manches Gute wirken, aber die freien und selbständigen Berufe, die unter dem Gesagten in allererster Linie leiden, werden ja von dieser Kürzung kaum berührt. Das muß natürlich erst recht ein Grund mehr sein, allen diesen Schichten in der möglichst angenehmen Form all das zugänglich zu machen, das sie über die Alltagswelt ihrer täglichen Berufsarbeit hinaushebt und ihnen neben ihren individuellen wirtschaftlichen Interessen auch die Freude und das Interesse an dem allen Gemeinsamen in jeglicher Beziehung nahe bringt.

Man hat in den letzten Jahren häufig auf diese bedenkliche Seite in unserer Entwicklung hingewiesen. Schon bei Nietzsche können wir lesen: „Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen“. Die mehr oder weniger berechtigte Sorge um das tägliche Dasein hat das individualistische Denken bei uns in einem nie gekannten Maße gestärkt. Gerade in einem Zeitalter der Sozialisierung kann man dies nicht nachdrücklich genug betonen. Was die neue Regierung bei uns erstrebt, ist eine Sozialisierung des Wirtschaftslebens. Was wir aber dringend nötig haben, ist eine Sozialisierung des Denkens, eine Sozialisierung der Gesinnung. Denn jede Sozialisierung des Wirtschaftslebens wird unfehlbar Schiffbruch leiden, wenn sie sich in einer Umwelt vollzieht, die lediglich auf rein individualistische Interessen eingestellt ist. Denn den Kriegsgewinnlern stehen die Revolutionsgewinnler, wie man es schon treffend ausgedrückt hat, ebenbürtig zur Seite.

Will man dieser verhängnisvollen Entwicklung, die hier nur in den größten Zügen angedeutet werden konnte, entgegentreten, so handelt es sich um einen lange Zeit in Anspruch nehmenden Erziehungsprozeß unseres Volkes, und es ist auch kein Zweifel, daß die denkbar beste Ausgestaltung der Volksbildung im weitesten Sinne, von der Schule angefangen, allein noch nicht genügt, um dieses Ziel zu erreichen. Aber die Volksbildung ist doch eines der wichtigsten und besten Mittel, in einem Volke gegenüber den individuellen Interessen das Gemeinsame zu betonen und zu stärken.

Mit diesem Ziele sind also der Volksbildung sehr große, weite Aufgaben gestellt und es liegt auf der Hand, daß das, was bisher bei uns auf diesem Gebiete geleistet worden ist, diesem Ziele gegenüber noch ungemein dürftig ist. Es bedarf letzten Endes einer wesentlichen Umgestaltung unseres Unterrichts auf seinen aller verschiedensten Stufen, auch der Errichtung eigener Volkshochschulen, um diesem Ziele näher zu kommen. Es sind das keine Fragen, die im Folgenden eingehender besprochen werden sollen, hier soll vielmehr nur von dem Nächstliegenden die Rede sein, davon, was in dieser Hinsicht bei uns in Baden schnell und ohne Anwendung großer Mittel geschehen kann.

Wenn in dem Vorgegangenen dabei vorzugsweise von den bürgerlichen Schichten unseres Volkes die Rede gewesen ist, so sollte damit keineswegs gesagt sein, daß nun diese neuen Einrichtungen allein oder vorzugsweise nur auf diese Kreise zugeschnitten sein sollen. Davon kann naturgemäß keine Rede sein. Diese Einrichtungen müssen für alle Schichten des Volkes in gleicher Weise zur Verfügung stehen; wenn dabei im Vorgegangenen vor allem von den bürgerlichen Kreisen die Rede war, so hatte dies seinen Grund nur darin, daß man eben bisher bei der Frage der Volksbildung zu sehr nur an die Arbeiterschaft allein gedacht hat, während die sozial oberen Schichten meines Erachtens aus solchen Einrichtungen nicht weniger Nutzen ziehen können.

Der nächstliegende, schon öfters ausgesprochene Gedanke ist nun der, die bestehenden Hochschulen des Landes und ihre Lehrkräfte in weit stärkerem Maße in den Dienst dieser Volksbildung zu stellen als es bisher der Fall gewesen ist. Es sind hier verschiedene Wege denkbar. Man hat einmal schon davon gesprochen, durch Milderung der Zulassungsbestimmungen den Besuch der Hochschulen einem größeren Kreis von Hörern als bisher

zugänglich zu machen. Zweifelloserweise an diesen Zulassungsbestimmungen mancherlei reformbedürftig. Aber es erhebt sich doch die Frage, ob eine derartige Milderung der Hochschulen auch zu Volksbildungszwecken gerade in dieser Weise rasch ist. Hier liegt zunächst einmal die Gefahr vor, daß damit die Hochschulen ihrem eigentlichen Zwecke, den Nachwuchs für bestimmte Berufe heranzubilden, zu sehr entfremdet würden. Denn diese Aufgabe kann in sachgemäßer Weise nur erfüllt werden, wenn man einen Hörerkreis mit einer ziemlich einheitlichen Vorbildung vor sich hat. Aber davon abgesehen, gibt es noch mancherlei andere Bedenken, gerade im Interesse der Volksbildung selbst.

Es sei davon ganz abgesehen, daß bei einer Milderung der Zulassungsbestimmungen der Hörerkreis so groß werden würde, daß, wie die Dinge bei uns in Baden liegen, einfach die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichen, während doch bei der jetzigen Finanzlage auf absehbare Zeit hinaus von größeren Erweiterungsbauten keine Rede sein kann. Das Wichtigste scheint mir jedoch das Folgende zu sein. Wenn man sich das anieht, was bei uns Jahr aus, Jahr ein an Volksbildungsbestrebungen stattgefunden hat und noch stattfindet, so erkennt man leicht, daß sich all das in der Hauptsache auf die großen Städte konzentriert, an denen sich die Hochschulen befinden. In dem letzten Winter vor dem Kriege fanden in Freiburg, meistens in Form von größeren Vortragszyklen, etwa 80, jedermann zugängliche Vorträge statt. Würde man nun in dem eben dargelegten Sinne durch Milderung der Zulassungsbestimmungen die Hochschulen einem größeren Zuhörerkreise zugänglich machen, so käme das doch in der Hauptsache nur wieder den Bewohnern dieser größeren Städte zugute, für die an sich bereits, wie dargelegt, kein erheblicher Mangel an Bildungsmöglichkeiten besteht. Denn daß sich Leute von auswärts in größerer Zahl frei machen könnten, um regelrecht an dem Hochschulunterricht für längere Zeit teilzunehmen, wird doch wohl zu den seltenen Ausnahmen gehören.

Es sind eben nicht diese großen Städte, bei denen es sich vor allem um einen Ausbau und um eine Erweiterung von Einrichtungen für Volksbildung handelt, sondern es sind in allererster Linie die kleineren Orte, in denen in dieser Hinsicht bisher so gut wie nichts geboten worden ist. Sehen wir von Mannheim, Karlsruhe, Freiburg und Heidelberg, die im Besitze von Hochschulen sind, ab, so hatten wir nach der Zählung vom 1. Dezember 1910 in Baden noch drei Orte mit über 20 000, elf mit 10 000 bis 20 000, 15 mit 5 000—10 000, 18 mit 4 000—5 000 und 34 mit 3 000 bis 4 000 Einwohnern. In diesen Orten mit über 3 000 Einwohnern, ohne die genannten Hochschulstädte, lebten an dem genannten Tage rund 541 000 Personen. Es handelt sich mit in erster Linie um das Bildungsbedürfnis dieser Orte und Personen, das zu allererst befriedigt werden muß. Denn diese Orte sind bisher in dieser Hinsicht weit ungünstiger gestellt gewesen als die Hochschulstädte. Dieses Ziel aber kann man natürlich nicht dadurch erreichen, daß man den Hörerkreis der Hochschulen erweitert. Das kann man vielleicht aus anderen Gründen innerhalb gewisser Grenzen für zweckmäßig halten, aber für die eigentliche Volksbildung würde damit sehr wenig erreicht werden.

Weniger Bedenken ständen einer anderen Möglichkeit gegenüber: Die ausgedehnten akademischen Ferien zu benutzen, die sich ja im Frühjahr über zwei, im Herbst über nahezu drei Monate erstrecken, um während dieser Zeit in den Hochschulstädten besondere Volkshochschulkurse einzurichten. Hierbei würden manche der oben geäußerten Bedenken fortfallen. Es wäre dann vor allem möglich, den Unterrichtsplan und den ganzen Material der Bedürfnisse solcher Volkshochschulkurse anzupassen. Freilich würde auch hier die Gefahr bestehen, daß solche Kurse vorwiegend den Bewohnern der ortsfremden Städte allein zugute kämen und daß die anderen Teile des Landes daraus sehr wenig Nutzen ziehen könnten. Es wäre eben dann notwendig, daß Staat und Gemeinden, auch größere Arbeitgeber, durch weitestgehende Beurlaubungen unter Fortzahlung des Gehaltes, auch auswärtigen Wohnern den Besuch solcher Kurse ermöglichen, oder daß überhaupt in größerem Maße Stipendien aus öffentlichen Mitteln dafür zur Verfügung ständen. Ohne ein solches Vorgehen, das von allen kleinsten Gesichtspunkten frei sein müßte, würden solche Kurse dem gewünschten Zwecke nur in recht unzulänglicher Weise dienen können. Immerhin handelt es sich hierbei um eine Möglichkeit, die sehr ernsthaft in Betracht gezogen werden muß.

Ich glaube aber nicht, daß damit alles erreicht ist, was unter den gegebenen Verhältnissen erreicht werden muß und auch erreicht werden kann. Denn auf diesem Wege wird man immerhin nur einer recht beschränkten Anzahl von Leuten das Erforderliche bieten können, und gerade jene werden den geringsten Nutzen daraus ziehen können, die bisher bereits am wenigsten in dieser Beziehung gehabt haben. Es handelt sich auch nicht nur darum, denjenigen, die von sich aus den Wunsch haben, an solchen Bildungsmöglichkeiten teil zu nehmen, dazu die Gelegenheit zu geben. Gerade im Hinblick auf das eingangs Gesagte ist es viel wichtiger noch, diese Bildungsmöglichkeiten gerade jenen nahe zu bringen, die von sich aus gar nicht den Trieb und das Bedürfnis dazu empfinden. Viel wichtiger als die Aufgabe, das vorhandene Bildungsbedürfnis zu decken und zu befriedigen, ist die, das noch nicht vorhandene Bildungsbedürfnis in weitesten Schichten zu erwecken und anzuregen.

Dazu muß aber in gewissem Sinne der Hochschulunterricht dezentralisiert werden. Die Zeit der akademischen Ferien muß

in systematischer Weise dazu dienen, in den verschiedensten größe-
ren Orten des Landes regelmäßige Vortragsreihen stattfinden
zu lassen. Es muß sich dabei um solche von mindestens 4-6 Stun-
den über ein in sich abgeschlossenes Gebiet handeln. Einzelne
Vorträge haben einen viel zu geringen erzieherischen Wert, um
hierfür irgendwie in Frage zu kommen. Auf diese Weise könnte
vor allem den kleineren Städten, die bis heute in dieser Hinsicht
sehr stiefmütterlich behandelt worden sind, weit mehr geboten
werden, als es bis jetzt der Fall gewesen ist. Freilich müßte
dann über das ganze Land eine großzügige Organisation geschaf-
fen werden, welche in erster Linie die Aufgabe hätte, die notwen-
digen Beziehungen zwischen diesen Vortragsorten und den Hoch-
schulen herzustellen und den notwendigen zeitlichen Ausgleich
herbeizuführen zwischen der beruflichen Tätigkeit der Dozenten
und den Zeitpunkten, zu denen diese Vortragsstätigkeit gewünscht
wird. Eine solche Einrichtung würde am besten ihren Mittel-
punkt im Ministerium für Kultus und Unterricht haben, zu des-
sen Obliegenheiten das Volksbildungsweien ja auch in erster
Linie gehört. Ich habe bereits im April des Jahres 1914 dem
Ministerium über diese Frage eine Denkschrift unterbreitet, an
die sich das hier Gesagte in manchen Punkten anlehnt. Auf irgend
welche Einzelheiten der Organisation an dieser Stelle einzugehen,
würde zu weit führen.

Es mag sein, daß sich Beides, Volkshochschulkurse in den
Hochschulkstädten und Vortragszyklen über das ganze Land zer-
streut, beides nebeneinander in den akademischen Ferien abhal-
ten lassen. Es mag auch sein, daß sich eine Teilung in der Weise
als zweckmäßig herausstellt, daß vielleicht das eine im Frühjahr,
das andere im Herbst stattfindet. Gerade Baden eignet sich wie
kaum ein zweiter deutscher Staat dazu, mit der Schaffung solcher
Einrichtungen voranzugehen.

Das Land verfügt im Verhältnis zu seiner Größe und Volks-
zahl über verhältnismäßig viele Hochschulen, die räumlich derart
über das ganze Land verteilt sind, daß die in Frage kommenden
Orte ohne allzu große Reise erreicht werden können. Denn es
wäre natürlich schon mit Rücksicht auf die Arbeitszeit der Do-
zenten und auf den Kostenpunkt zweckmäßig, wenn bei Beschäf-
tigung der Lehrkräfte auf die zunächst liegende Hochschule zurück-
gegriffen werden könnte. Der so oft erhobene Vorwurf, daß die
Hochschulen in erster Linie nur den größeren Städten zugute
kämen, während doch das ganze Land zu den Kosten beizutragen
habe, auch der Teil des Landes, der davon keinen unmittelbaren
Vorteil hätte, würde natürlich in dem Maße verstummen, als
durch solche Einrichtungen, wenn auch zunächst nur in beschei-
denem Maße, das ganze Land einen unmittelbaren Vorteil aus
dem Vorhandensein dieser Hochschulen zöge. Gerade in den
jetzigen finanziell so schweren Zeiten erscheint es dringend not-
wendig, die nun einmal vorhandenen und mit so großen Kosten
verbundenen Einrichtungen nach Möglichkeit auch den Bedürf-
nissen und Interessen eines möglichst großen Teiles der Bevöl-
kerung zugänglich zu machen. Damit soll natürlich keineswegs
gesagt sein, daß nur Hochschullehrer an diesem Volksbildungs-
unterricht beteiligt sein sollen. Es ist nur zweckmäßig, an die
vorhandenen Hochschulen anzuknüpfen, während sich noch zahl-
reiche andere Kräfte im Lande finden werden, die geeignet und
fähig sind, an diesem Werke mitzuarbeiten.

Wenn wir so zu dem Ergebnis gekommen sind, daß es zweck-
mäßig erscheint, Beides nebeneinander einzurichten, Ferienturse
an den Hochschulen selbst und daneben noch eine solche Dezentrali-
sation des Volksbildungsunterrichtes über das ganze Land, so
handelt es sich bei beidem zwar nur um Anfänge, die späterhin
noch eines weiten, umfassenden Ausbaues fähig sind; aber es
handelt sich doch auch um etwas, dessen Einrichtung und Durch-
führung keiner sehr großen Vorbereitung bedarf und das des-
halb sehr schnell in die Tat umgesetzt werden kann. Auch die
Kosten werden sich in so mäßigen Grenzen bewegen, daß in ihrer
Höhe kein Hinderungsgrund erblickt zu werden braucht. Frei-
lich ist damit, wie schon oben betont, keineswegs alles getan, was
auf diesem Gebiete im Laufe der Zeit geschehen kann und auch
geschähen muß. Aber es ist wenigstens ein Anfang gemacht, der
vielleicht viel Gutes stiften kann, ein Anfang, der es auch gestat-
tet, Erfahrungen zu sammeln und dann auf ihnen weiter zu
bauen.

Ein Dionysos-Preislied.

Von Franz Gracher (Berlin).

Ein neuer Dichter, sehr jung und sehr deutsch, seltsamerweise
ein (aus Köln stammender) Berliner Schauspieler, hat ein Werk
geschrieben, das Beachtung verdient: eigene, weil es eine starke
Probe vor künstlerischer Begabung, und zeitsymptomatische, weil
es einen Haltepunkt auf dem schmalen, dabei allzu ausgebucheten
und allzu langwierigen Weg der Gesundung aus tiefstem Gefühls-
verfall heraus bedeutet. Der Verfasser dieses (bei Axel Juncker
in Charlottenburg erschienenen) Buches heißt Oskar Lud-
wig Brandt, seine Dichtung, in ihrem Rahmen, als dem we-
sentlichsten Teil, philosophisch-dithyrambischen Gepräges, ist
„Haupter und Hammer“ benannt. Gedankendichtung: deren Ver-
trauenheit hier dadurch nahezu gegenstandslos wird, daß ihr In-
halt fast die Ablehr vom zerfallenden Intellektualismus zum
Vorwurf hat und diesen, obendrein, in einer — bewußt — hym-

nisch brausenden Gestaltung zu erschöpfen sucht. „Lobende Hym-
nen zu sagen“ verheißt der Vorspruch, und so weit behält sein
Vorlaut Recht, als das Attribut der umschriebenen Gedichtgat-
tung zugleich ihren Reiz und ihre Schwäche bloßlegt; ihren Reiz,
der des Singenden überall deutliche Jugendlichkeit in der Inten-
sität reinen und schönen Gefühls verstant, und ihre Schwäche,
welche die gleiche, öfters übergroße, Jugendlichkeit durch Selbst-
zweckhaftigkeit jener tönenden Schalle (nicht: Schelle) verschuldet.

Die Ahnenreihe von Brandts dithyrambischer Dithyrambit be-
ginnt bei Klopstock, führt zum „Spaziergänger“ Schiller, kreist
Epitellers Bahn und den Dornenweg des großen „Alhasver“-Ge-
stalters Gustav Renner und gipfelt dem Neuling, nicht zeitlich,
sondern in der Unmittelbarkeit der Anschluß-Suche, in Nietzsche's
„Zarathustra“, der gar nicht erst ausdrücklich beschworen zu wer-
den brauchte, um, als gewichtigster Befruchteter, spürbar zu wer-
den. Aber überaus lebenswürdig, weil stets grundehrlich, strebt
dieser jüngste Arbeiter des Dionysos über den Vorläufer in der
Flucht aus apollinischem Bannkreis hinaus: jenseits noch von
Nietzsche's Willen zur Macht feiert und fordert er einen „Willen
zur Kraft“, von dem er Erdgenehung erhoffen zu dürfen meint.
Selbstverständlich zerzerbt auch seine drängende Jugend alte
Götzen: nicht immer nur wirklich tönerne und nicht stets noch
erst zu tötende, aber gerade diese gewisse Blickfeldverhängung
mit riesigen Scheuklappen, dieser Wille, um jeden Preis, selbst
um den, bisweilen vom Erhabenen ins Lächerliche zu entgleiten,
diese Sucht, den Aufbau der zermorschten Erdveste von Grund
auf zu beginnen, ist Vorrecht, ist wohl gar Pflicht so stürmisch
andrängender Tapferkeit. In solchem Sinne ist Brandt, eben
wo er den Mut zur alleinseligmachenden Banalität aufbringt,
von jenem besten jungdeutschen Kämpfergeist besessen, der, schon
vor Kriegsansbruch, an den ersten Spuren faulen Stockens der
Säfte im Volkskörper litt und Ausweg, in hellere Idealismen,
suchte. Weitab von katholisierender Müdigkeit der schon überrei-
fen findet der junge Dichter sie in hellenistischer Frühromantik,
und frohgemut liefert er all seine — sehr beträchtliche — Fähigkeit
zu irreländem Ueberschwang an den stolzen Rausch der Weltver-
besserung aus. Sein Gedicht verkündet so den Sieg dionysischer
Länzergewalt, der, zügelnd und sittigend, die Allmacht reiner
(hier etwas vag gelassener) Geistigkeit sich vermählen müßte;
feiert die Vollendung prometheisch ringenden Menschentums. Mit
einem Aufruf zum Feste des Dionysos, der ihm Dichter der Dich-
ter und rühmenswürdiger Herr der ewigen Mächte ist, hebt er an,
und ganz naturgemäß birgt gerade schon dieser einleitende Hym-
nos, wo er etwa die „Dunkelgesichter“ anseindet, vereinzelt die
Requisiten aller sehr jungen „In tyrannos“-Dichtung. Gleich
jetzt zeigt sich, daß Oskar Ludwig Brandt, auch in der Wahl des
Wortgewandes, vor keinem heftigsten Wagnis zurückschrickt: glück-
haft versucht er sich, sehr kunstvoll, bis in Terzinen aus gereimten,
wohlklangreich strömenden Hexametern. Ueberall ist der Sätze
Bildwucht von Nietzsche her befruchtet; sehr häufig waltet noch
bloße Veraussetzung am Wort vor, und nicht selten ergreift redlich
starkes Eigengefühl sich in noch unpersönliche, alt-cliterte For-
men.

Nicht ganz glücklich ist ein Iyrisches Intermezzo aus (großen-
teils überholten) Liedern eingeschaltet; es zeigt, daß der Hym-
nifer Brandt, wo er seine samtige Melodie zu frei schweifen
läßt, leicht weichlich, trivial und hohl wird, daß er, vor allem,
noch des Unterscheidensvermögens für erlaubte und unerlaubte
Gefühlsfeligkeiten ermangelt. Freie Rhythmen bleiben in dilettan-
tistischem Versuch stecken, selbst gewichtiger einsetzende Gedichte
zerstört Eindring platter Prosa, und nicht einmal die übelsten
Abgeriffenheiten fehlen. Völlig aus Banalität hebt sich dann
wieder des Werkes Ausklang, der den organischen Zusammen-
hang fortführt und den „werdenden Meister“ sein siegtrohes „Auf
denn zur Tat!“ erschwingen läßt. Noch ist wie in allem akti-
vistischen Bekenntnis dieser Tage, der Begriff solcher „Tat“ allem-
lich umfassend leer gelassen, aber Brandt gehört zu den Wenigen,
von denen Erfüllung des Vortrahmens zu erhoffen ist; gehört zu
ihnen, gerade weil er abseits von klingelndem Literatentum
seine Strafe sucht. (Ein gut Teil Erfüllung birgt schon, bei noch
erheblicher Vordringlichkeit des Rednerischen, seine neue Kombi-
die, die „Tragende Wolken“ heißt und verheißt und eine wage-
mutige Bühne locken sollte!)

Sein — zwischen Iyrk und Epik sich bewegendes — Werk
zeigt ein heißes Ringen um geläuterte Menschlichkeit, eine (ob
auch noch tastende) vitale Kraft und künstlerisch hinlänglich viel
Begabung, um, mitten heraus aus sehr viel ungesund aufstrebender
Unreife, ungemein freundlich anzumuten.

Der Ausbilder.

Von Hermann Essig.

Was war das für eine heiße dumpfe Sommernacht. Die Augen
gingen immer auf, und die Ohren hörten immer wieder. Es war ein
fortwährendes Bahren und Rollen in der dunklen Luft. Der Mann
war draußen, und die Frau lag unruhig in ihrem Bette. Die Kinder
schiefen.

Das Rollen nahm kein Ende. So viele Eisenbahnwagen konnte
es gar nicht geben, daß sie die ganze Nacht hindurch durch den Bahnhof
hindurchrollten. Die Frau stand immer wieder auf und horchte durchs
Fenster. Es war keine Täuschung. Das Rollen war die Eisenbahn.
Wenn das nur nichts Böses bedeutete! Sie zog sich an und lief zu den
Weichen, wo ihr Mann stehen mußte. Da sah sie es schon, auf dem
einen Gleise rollten unaufhörlich Züge hindurch, und auf dem Güter-

bahnhof war ein Hin- und Herziehen, Blasen und Pfeifen. Wie wollte sie nur zu ihrem Manne zwischen den regellos durcheinander laufenden Wagen hindurchkommen! Aber es zwang sie, das Seltsame der ersten Augustnacht sofort zu erfahren.

Während sie zwischen den unheimlichen Puffern der Wagen hindurchfuhr, befahl sie ein leises Bangen um ihn, daß ihm nur kein Festgriff mit einer Weiche zustieß. Es fiel ihr ein Traum ein, den sie früher einmal gehabt hatte: Es war Herbstparade auf dem Tempelhofer Felde, da marschierten die vielen Regimenter am Kaiser vorbei, plötzlich wuchs der Kaiser zu einem Riesen und rief mit lauter Stimme übers Feld, setze sein Pferd in Trab und hinter ihm her trieb das ganze Heer, die Artillerien fuhrten, und es hörte nicht mehr auf zu rollen. Das Rollen von jenem Traume war gerade wie jetzt.

Wo aber sollte sie ihn nun gleich finden?

Sie sah immer nur Wagen und keine Menschen. Als ob es gar keine Wirklichkeit mehr wäre, so war das Wagenziehen. Sie fand mit Not eine leere Insel zwischen den Weichen, wo sie stehen blieb. Sie besann sich. Es war töricht, daß sie herausgelaufen war. Da konnte sie stundenlang stehen und fand ihn doch nicht.

Es fielen ihr die Kinder ein. Wenn diese nun auch an dem Gerassel erwachten? Wie sie gekommen war, ging sie wieder zurück. Unterwegs fühlte sie sich so einsam und verlassen. Die ganze Welt erschien ihr wie eine große traurige rollende Nacht. Als ob es gar keinen Sinn hätte, darin zu leben.

Dabeim stand ihre Kette im Nachthemd unter der Haustür. „Was tust du denn auf?“ und schnell nahm sie das Mädchen mit hinein, ins Bett zurück.

„Wo bist du denn gewesen, Mutter?“

„Ich wollte nach dem Vater sehen, schlaf.“

„Ich habe solche Angst gekriegt, weil die Eisenbahn so laut fährt.“

„Nun schlaf, wenn der Vater heimkommt, wird er's schon erzählen.“

Sie schlief aber nicht und lag wie die Mutter wach. Gegen Morgen wurde es still. Das Rollen hörte auf, und die müden Augen fielen endlich zu. Als die Sonne schon oben stand, da war das Rollen der vergangenen Nacht wie ein schwarzer Traum gewesen, das hinauslaufen zum Güterbahnhof und das unter der Tür stehen der Kleinen.

Als nun endlich der Weichensteller zur gewohnten Zeit heimkehrte, wollten die beiden nichts von ihrer Unruhe verlauten lassen. Sie schämten sich fast.

Aber es kam anders.

Sie brauchten nicht zu reden. Der Weichensteller rief, und wie ein Nachhall zu dem Rollen der Nacht klang sein Ruf: „Der Kaiser hat mobil gemacht!“

Einer starren Säule gleich stand sein Weib und erblähte. Jetzt wußte sie, was die letzte Nacht vor sich gegangen war, daß sie zwischen den Wagen hindurchgeschlüpft war und an jenen Traum dachte. Das war der letzte Ruf über das Paradesfeld gewesen. Und alle rollten hinterdrein.

Die Kinder standen auch alle regungslos wie die Mutter. Und alle die Augen sahen den Weichensteller an.

„Und du?“

„Ich muß nicht mit. Das habe ich schon gehört. Wir Eisenbahner bleiben alle auf unserem Posten. Damit ja kein Unfall geschieht, wenn die vielen Soldatenzüge fahren.“

Die Kinder sahen prüfend nach ihrer Mutter Augen und wollten lächeln. Der Mann ging zu seiner Frau hin, denn sie weinte.

„Sei stille, ich brauch' ja nicht mit.“

Die Kinder, die nicht wußten, um was die Mutter weinte, drängten sich nun näher an sie und schoben den Vater wie erzürnt beiseite. Wahrscheinlich hatte er der Mutter wieder wehe getan und war schuld am Weinen.

Der Mann mußte notwendig seine Frau rügen, daß sie solche unnütze Tränen vergoß. Die Kinder sahen die Tränen falsch auf, und das war der beste Beweis, daß sie nicht vergoffen werden durften.

Aber die Frau ließ sich nicht von ihrer Meinung abkehren. Sie sprach, indem sie sich die Augen mit der Schürze auswusch: „Ihr habt ganz recht, Kinder, der Vater lügt uns an. Er geht in den Krieg und denkt nicht an seine Frau und an seine Kinder, daß sie nichts zu essen haben, wenn er fällt.“

Der Weichensteller konnte ihr nicht genug beteuern, daß er von der Eisenbahn ganz von selbst reklamiert sei, und daß er wie alle anderen im Bahndienst bleibe, ob er nun Soldat gewesen sei oder nicht.

Die Frau senkte schwer und ging mit Unruhe umher.

Sie wußte schon, das galt vielleicht für den Anfang und später, wenn die anderen totgeschossen waren, holte man auch ihn.

Da der Vater die Mutter vergebens tröstete, hielt es das Töchterchen endlich für geraten, es zu verraten, daß die Mutter in der Nacht fortgewesen war. Unter einem verlegenen Aufsehen gab sie's kund.

Die Verlegenheit griff auf die Mutter über und zwang auch sie zu einem schamhaften Lachen.

Der Weichensteller reichte es sich schon zusammen. Sie hatte wieder einmal unnütze Angst um ihn gehabt.

„Ich war auch auf,“ schrie die Kleine.

„Warum schläft ihr denn nicht?“

Das Hin- und Herberichten räumte am besten mit den vorzeitigen Sorgen auf. Die Erinnerung an das Nachterlebnis gab dem Tage einer heiteren Aufregung.

Es war ihm recht, daß sie nun alle wieder lachten. Er lachte äußerlich mit, wenn auch sein Inneres die Sorge ernstlich barg, die seiner Frau für einen Augenblick zur Seele gestiegen war und ihr die Tränenquellen angerührt hatte.

Es war nun Krieg, aber der Weichensteller blieb auf seinem Posten. Die Soldaten kamen durch den Bahnhof, Tag um Tag, Stunde um Stunde, Jahr um Jahr. Auch fehlten ihre Antreiber nicht: Ihr Eisenbahner hab's gut, ihr macht's euch leicht, uns schafft ihr hinaus ins Kanonensfeuer und mit gar großer Sorgfalt. Ihr wißt schon warum.

Oft warf der Weichensteller einen Wechshebel mit einem gewissen Jörn zurück. Man hielt ihn für furchtlos. Er dachte: „Hätt' ich Frau und Kinder nicht! Schlafen kann ich schon lange nicht.“

Er ging mit ernstem Gesicht und schweigend umher. Dieser doppelt angefirengte Dienst trug ihn entzwei, und immer wieder hörte er den Spott dafür. Die Zeitungen lobten ihn über allem Himmel, aber die Soldaten waren doch die wahren Stimmen. Seiner Frau durfte er von diesen Gedanken nichts einmal verraten, sie war ja überglücklich, daß er blieb.

Ja, er blieb.

* * *

Bis Sommer 1916. Da kam es anders.

Seither hatte der Weichensteller den Kopf nicht hochgetragen, weil er einen Dorn daran fühlte, daß er nicht wie seine Jahressklasse auf Rußlands oder Frankreichs Boden kämpfte. Jetzt senkte er den Kopf nicht mehr. Er trug ihn gerade und aufrecht, sein Gesicht verklärte ein absonderlich Gefühl.

Die Eisenbahner wurden einberufen.

Noch war es nicht öffentlicher Erlaß. Aber in der Stille wurde daran gearbeitet. Er, der Weichensteller, bekam ältere Männer von fünfzig Jahren und darüber in die Lehre. Sobald einer seiner Lehrlinge die Probe bestand und seine Weichen verstanden hatte, konnte er seinen Posten verlassen und in das feldgraue Gewand schlüpfen.

Es war dem Weichensteller wie vor langem Abschied. Es tat ihm weh, die Heimat zu verlassen, und es füllte wieder seine Brust, wenn er an das große Hinaus dachte. Das, was er von Tausenden gehört hatte und geahnt, dem bezognete er dann selbst. Und niemand konnte ihm noch etwas vorwerfen, er sei ein Drüdeberger.

Hatten sie denn bis jetzt nicht recht gehabt, die feldgrauen Kameraden? Jawohl, sie hatten recht gehabt. Man sah's ja daran, daß sie jetzt geholt wurden. Wäre ihr Eisenbahndienst bisher der Dienst fürs Vaterland gewesen, wie ihn die Zeitungen gerühmt hatten, so hätte man auf ihren Waffendienst verzichtet. Endlich hörte man die Wahrheit, so dachte der Weichensteller und mit Fleiß und Eifer bildete er neue Weichensteller aus.

Wohlgemeint war nicht ganz echt dabei. Er traute sich nicht, seiner Frau zu erzählen, daß er so alte Lehrlinge hatte.

Es war also doch nicht weit her damit, daß er sein Gewissen beruhigte, wenn er ausmarschierte. So stand er zwischen vielen Zweifeln. Das Schlimmste war eben die Mitteilung, die er seiner Frau schuldig war.

Als er seinen graubärtigen Lehrling neu kriegte, konnte er es nicht übers Herz bringen, mit seiner Frau zu reden. Das hätte ja solchen Jammer gegeben. Er jagte es ihr lieber erst, wenn er ihn schon einige Zeit in der Lehre hatte. Nach der ersten Woche vermochte er aber immer noch nicht das Geständnis. Aber nun merkte er, daß es töricht gewesen war, nicht gleich mit seiner Frau zu reden, denn wenn die Zeit um war, und er gehen mußte, da war's ja doppelt schlimm. Seine Frau warf ihm sodann vor, daß er sie hinter's Licht geführt habe.

Es geschah ein Glück.

Sein erster Lehrling verlagte. Er war der Verlegenheit eines Geständnisses enthoben. Er blieb noch hier und bekam einen neuen Alten, den er einlernen mußte. Diesmal sagte er's. Doch wozu? Es war ja möglich, daß der zweite auch wieder nichts taugte. Es war ein gar nicht leichtes Handwerk, das Weichenstellen. Da gehörte kein alter Greis dazu, sondern eine kräftige, umsichtige Manneskraft wie er selbst.

Er schwieg auch diesmal.

Freilich, es beschämte ihn, daß er keinen Meister zuwege gebracht hatte aus seinem ersten Lehrling. Das sah gerade so aus, als wäre ihm an der Erziehung eines Nachfolgers gar nichts gelegen, nur damit er recht lange drüdeberger konnte. Er gab sich darum alle angestrengteste Mühe, aus seinem Mann einen Weichensteller zu machen.

Aber auch der zweite war zu einfältig. Als ihn der Bahnhofsleiter prüfte, machte er alles verkehrt. Nun kriegte er den dritten.

Gleich am ersten Tage, wie er den dritten hatte, gewahrte er großes Geschick an ihm. Darum nicht lange gezauert und mit der Frau offen geredet.

Er trat entschlossen zu ihr hin. Aber so herzlich er sich vorgenommen hatte, so kam es ihm doch vor, als wenn er ein recht blödes Gesicht am Kopfe trug. Er rebete wie ein Schulbube. Sein Weib war wirklich mehr wert, als daß er wie ein Kindskopf vor sie hintrat.

Darum markierte er den Aufgebachten. „Weiß,“ schrie er, „nun ist es doch so weit!“ er gestikulerte dabei in künstlicher Aufregung, „ich habe heute den alten Pfeffer zur Ausbildung an meiner Weiche gekriegt.“

Das Weib rührte fast der Schlag. Ihr schwerer Blick, so starr und kalt, traf ihn, daß er sich wie ein Schurke vorkam.

Sie sprach nur: „Und wann mußt du fort?“

„Es wird wohl lange dauern, bis er Weichen stellen kann.“

Sie verzog bitter den Mund und lachte höhnisch. „Lange dauern, das dauert eben nicht lange, du bist ja solch ein Narr, du bildest deinen eigenen Senker aus.“

Diesmal trumpfte er auf. „Narr kannst du nicht sagen, es ist der Befehl.“

„Der Befehl!“ sie klatschte ihm den nassen Scheuzrappen ins Gesicht und rief ihm zu: „Du freust dich ja schon lange aufs Feld!“

Wie sollte er antworten? Er hatte den Schmutz und die Nässe im Gesicht. Er schwieg, denn es fiel ihm ein, daß sie nicht ganz unrecht hatte. Sie ließ sich nicht belügen, und er gestand ihr jetzt, daß es nun schon der dritte, den er zum Ausbilden habe. Die beiden anderen hätten aber nichts getaugt. Wenn es ihm leicht gewesen, ihr das zu sagen, hätte er gleich beim ersten geredet.

„Und der, den du jetzt hast?“

„Der ist geschickt.“

Da schluchzte das Weib laut auf.

Und der alte Pfeffer warf schon nach acht Tagen den Gehel so wandt, als ob's ihm ein böser Geist angelehrt hätte. Da konnte er gehen, der Weichensteller und Abschied nehmen von Weib und sechs Kindern.